

Von Tobias Kniebe

Sorry, schon mal vorab, wenn hier alles gleich auf Abwege gerät. Nur stößt man beim Lesen von Roman Ehrlichs Roman „Videotime“ schnell auf irritierende Feinheiten der Sprache, die einem sehr viel über diesen sonst eher stillen Schriftsteller erzählen. Woraus der Impuls entsteht, gleich in seinen früheren Romanen nachzuschauen, ob ihn diese Sprache schon immer begleitet hat.

Und das ist wirklich so. Eine Passage aus seinem Debüt „Das kalte Jahr“ springt da sofort ins Auge. In diesem Roman ist Deutschland dystopisch vereist, der Erzähler irrt durch eine Stadt am Meer und berichtet darüber. „Mit Ketten aneinander geschlossene Freisitzmöbel in Korbstuhloptik standen eng beieinander vor den Fischrestaurants.“

Sofortige Faszination für den leise wahn-sinnigen, halluzinogenen Wort-Dreiklang „Freisitzmöbel in Korbstuhloptik“. Welcher Mensch bitte redet so? Oder anders gefragt, wer weiß überhaupt, dass man Korbstühle aus Plastik, wie sie manchmal vor Fischrestaurants stehen, in irgendeinem geheimen Fachjargon „Freisitzmöbel“ nennt? Schätzungsweise niemand.

Die Welt, in der wir leben, möchte er weder verbessern noch verändern

Roman Ehrlich hat also nachgeschaut. Mutmaßlich hat er eine Website des Fachhandels entdeckt, die billigen Plastikkorbstühle von der Strandpromenade wiedergefunden und festgestellt, dass man sie unter der Bezeichnung „Freisitzmöbel in Korbstuhloptik“ dort bestellen kann. Und darüber hat er sich so gefreut, dass diese Bezeichnung in seinen Debütroman hineinmusste. So abseitig das alles klingt, es führt doch zu einer ersten größeren These über den Autor Roman Ehrlich. Offenbar hat er ein obsessives, ja erotisches Verhältnis zur Bezeichnung der Dinge. Vor allem jener Dinge, die literarisch kaum je präzise benannt werden, weil ein vergleichsweise vages „Plastikstühle vor Fischrestaurant“ in den meisten schreibereischen Anwendungsfällen ja vollkommen ausreicht.

Also zum Beispiel reicht es Autoren, die sich nur über die Hässlichkeit der beschriebenen Szenerie erheben wollen; oder die emotional mit ganz anderen Dingen beschäftigt sind, aber darunter einen Grundton „kalte verlassene Fußgängerzone“ brauchen. Die würden den Teufel tun, hier so ein seltenes und auffälliges Wort wie „Freisitzmöbel“ zu benutzen, weil es ja auch ablenken könnte von dem, was sie eigentlich wollen.

Was Roman Ehrlich eigentlich will, und hier wird die These jetzt steiler, ist aber dies: Worte wie Freisitzmöbel finden, sie genießen sich auf der Zunge zergehen lassen und in sein Schreiben hineinpacken. Seine

In tiefer Liebe

Das Gefühl, glücklich und einverstanden mit der Welt zu sein, ist selten Gegenstand aufregender Literatur: Aber Roman Ehrlich hat die einzig richtige Sprache dafür.



Sind diese Liegen auch „Freisitzmöbel“ oder sind sie einfach nur aus Plastik? Roman Ehrlich hat die präzisen Begriffe für die Dinge.

FOTO: IMAGO/DEPOSITO

Romane und Erzählungen haben zwar auch normale, gut beobachtete Storys und Handlungsstränge und übergreifende Themen, aber darin erkennt zumindest dieser Leser kein klares Muster. In der Sprache schon.

Es spricht da nämlich ein fast peinlich genauer Betrachter, der zunächst einmal den Dingen in einer tiefen Liebe zugewandt ist. Der sie nicht nur als Kulissen und Requisiten benutzen will, wie die meisten anderen Autorinnen und Autoren. Und der sich, ganz wichtig, nicht urteilend über sie erhebt. Wo andere wegsehen oder schnell mit dem Urteil „hässlich“ bei der Hand sind, auf leeren Parkplätzen, vor Mietkasernen, an Autobahnraststätten, flammt diese Liebe erst richtig auf.

Mehr noch meint man herauszulesen – ein Einverständnis. Roman Ehrlich ist

einverstanden mit Freisitzmöbeln in Korbstuhloptik. Indem er ihre bürokratisch-kommerziellen Katalogbezeichnungen kennt und verwendet, solidarisiert er sich mit der Unausweichlichkeit ihrer Existenz. Auf rätselhafte Weise fühlt er sich unter ihnen zu Hause. Die Welt ist nun einmal voll von ihnen. Und diese Welt möchte er weder verbessern noch verändern.

Exakt dies ist das auch Grundgefühl seines neuen Romans „Videotime“, in dem der Ich-Erzähler in die mittelgroße Stadt zurückkehrt, in der er aufgewachsen ist. Roman Ehrlich ist in Neuburg an der Donau aufgewachsen. Man muss nie dort gewesen sein, um diesen Typus der deutschen Stadt gleich vor Augen zu haben. Jeder hat sein eigenes Neuburg an der Donau im Kopf, das Déjà-vu ist sofort da und immer wieder atemberaubend real.

Was eben an diesem Blick auf die Dinge liegt, die der Erzähler mit liebender Lust zu benennen weiß: Parkettoptikböden, Kundenstopper-Klappkreidetafeln, Waschbetontreppen, Presspaneinbauschränke, Wabengitter-Frontschürzen. Das Einverständnis der Erzählerstimme mit all diesen Dingen passt hier so gut, weil es mit dem kindlichen Blick eines Aufwachsens korrespondiert, vor dem Erwachen eines Distinktionswillens, der dann zwangsläufig aus der Stadt hinausführen muss.

Man würde diesem Ich-Erzähler auf den Kopf zusagen und hohe Wetten abschließen, dass er eine sehr normale, halbwegs glückliche, jedenfalls durch und durch nicht-traumatische Kindheit in Neuburg an der Donau verlebt hat. Denn woher sollte er sonst die Ruhe nehmen, all

diese Dinge nun wieder derart liebevoll zu betrachten, nach ihren nur Fachleuten bekannten, herrlichen Bezeichnungen zu suchen und sich daran zu erfreuen?

Und so geht er also umher. Findet die Blechbaracke am Ende der verkehrsberuhigten Wohnstraße, wo der Vater immer die Videos ausgiehelt hat; den Tennisclub mit seinen lang verlassenen Steffi- und Boris-Aufstiegsträumen; die Sichtbetonbänke vor dem Junge-mit-Fisch-Brunnen in der Fußgängerzone; die Kreidetafelzeichnung einer dampfenden Kaffeetasse vor „Karin's“. An dem Kriegerdenkmal, wo damals immer Punks saßen, sitzen auch jetzt wieder Punks, wenn auch andere.

Neben den Orten geht es auch um die Filme, die in der titelgebenden „Videotime“-Videothek entliehen wurden. Ehrlich

beschreibt sie mit derselben großäugigen Genauigkeit und liebevollen Umständlichkeit. Ein wunderschöner Effekt bei Klassikern wie „Total Recall“, „The Thing“, „Unendliche Geschichte“ oder „Videodrome“ – sogar der einmal vorpubertär und versehentlich gestartete Porno-Oldie „The Devil in Miss Jones“ ist dabei. Irgendwie rücken diese Filme von einem weg, weil ein sehr junger Mensch sie betrachtet – zugleich erscheinen sie vertrauter als je zuvor.

Wäre dies alles das offizielle Thema des Romans, wäre er eines der perfekten Bücher seit Langem. Es ist aber nur das inoffizielle Thema. Darüber liegt noch eine Art Pflichtprogramm, das erkennbar ausgedacht ist. In diesem Familiendrama muss der Erzähler einen unauhaltbaren Vater (allein, verbittert, paranoid) besuchen, und an diesem Gefängnisaufseher- und Tennisplatzwart-Vater hängt eine unglückliche Familiengeschichte, in der es um die Beschränktheit und Schwäche der

Er beschreibt die Beschränktheit und Schwäche der Männer

Männer und die Verlorenheit aber auch Resilienz der Frauen geht. Typisches Romanthema eben. Diese eher traurige Geschichte ist nun nicht schlecht erzählt. Sie wird aber ständig von der doch viel mächtigeren Autorenstimme und ihrem offensichtlichen Einverständnis mit den Dingen – auch mit der eigenen Vergangenheit in dieser Stadt – wieder negiert. Dieses Auseinanderdriften steigert sich bis zu dem Punkt, an dem der Autor vor der finalen dramatischen Konfrontation mit dem toxischen Vater, auf die alles hinauszurollen scheint, einfach kneift.

Ein dreistes schreibereisches Manöver, einfach davor Schluss zu machen. Aber halt auch unbedingt folgerichtig. Weil Roman Ehrlich wohl spürt, dass die nötige Wut einer solchen Begegnung künstlich kaum herstellbar wäre. Und weil ihm sein Instinkt gerade wegführt von allen scheinbaren Pflichtprogrammen und Ideen, wie Romane so sein sollen. Hin zu einem Schreiben, in dem die eigene Stimme – und ihre Liebe zu den untergründigen Bezeichnungen der Dinge und ihr Einverständnis mit einem nicht-unglücklichen Leben am banalen Ort – die ganze Macht übernimmt. Man kann sich schon darauf freuen, wohin das als Nächstes führt.



Roman Ehrlich: Videotime. Roman. S. Fischer, Frankfurt 2024. 368 Seiten, 26 Euro.

Große Gefühle machen zerbrechlich

Obwohl ihm die Verhaftung droht, lebt der Schriftsteller Amir Hassan Chehelan weiterhin in Iran. In seinem neuen Roman glaubt man zu verstehen, warum.

Einmal stehen die drei abends draußen und blicken auf die Stadt: der Schriftsteller Nader, seine Freundin Nastaran und der Engländer David, der Iran gerade erst kennenlernt. Drinnen haben sie gerade wüst geschminkte Teufelsanbeter und Teufelsanbeterinnen kennengelernt, draußen, auf der Terrasse vor diesem Geheimclub, blicken sie auf das schlafende Teheran, die Sterne am Himmel, unten die glitzernden Lichter der Nacht. David ist verwundert, dass es so etwas dort überhaupt gibt, und Nader antwortet, dass es alles gibt in Teheran, was man sich auch an anderen Orten vorstellen kann: „Genau deshalb sind wir ja noch hier.“

Es geht um eine Dreiecksbeziehung zwischen diesen drei Menschen in Amir Hassan Chehelans neuem Roman „Die Rose von Nischapur“, dem Schriftsteller, seiner Braut und dem Reisenden. Sie lernen sich kennen – David und Nader waren sich vorher nur einmal begegnet –, während sie die Stadt mit ihm erkunden, und dann, als David einen Unfall erleidet, wird für eine Weile so eine Art Ménage à trois aus ihnen – aber es sind dann letztlich drei Zweierbeziehungen, es weiß nur lange keiner, woran er mit dem anderen ist.

Die Beschreibung des verborgenen Lebens von Teheran ergibt sich dabei nebenher. Nichts von dem, was Chehelan dort beschreibt, entspricht westlichen Klischeevorstellungen von der Hauptstadt der Islamischen Republik Iran. Aber Chehelan ist immer noch dort, da, wo die Menschen seine Sprache sprechen und die Bibliotheken vollgestopft sind mit all

den alten Büchern, die er liebt. Am Exil hat er sich erfolglos versucht. Chehelan versteht sich als einer der letzten Botschafter der persischen Kultur, und da ist ja auch etwas dran. Es gibt nicht mehr viele Schriftsteller, die auf Farsi über Iran schreiben, im Bewusstsein der persischen Geschichte – und noch viel weniger, die auch tatsächlich dort leben.

In Iran erscheinen Chehelans Bücher schon lange nicht mehr, in Deutschland aber schon. „Die Rose von Nischapur“ hat Jutta Himmelreich übersetzt, wie schon mehrere andere seiner Romane, auch den 2020 erschienenen „Zirkel der Literaturliebhaber“. Chehelan beschreibt seine

Wer an die Hölle nicht glaubt, braucht den Tod nicht zu fürchten

Welt nicht so, wie man sie sich von Westen aus vorstellt, ganz sicher aber auch nicht so, wie das Regime sie sich wünschen würde – und manchmal wird einem ganz unbehaglich, wie frei er sich beim Schreiben zu fühlen scheint. „Die Rose von Nischapur“ hat er 2022 geschrieben, also noch bevor der Tod von Jina Mahsa Amini die „Frauen, Leben, Freiheit“-Demonstrationen losraste.

Was nun die persische Literaturgeschichte betrifft, gibt es bei Chehelan immer viel dazuzulernen, was ganz schön ist, weil man als Bewohner des Westens da oft Lücken hat. Es ist aber andererseits auch so, dass das kulturelle Sendungsbe-

wusstsein die Handlung in „Die Rose von Nischapur“ nicht gerade vorantreibt. Nader und David verbindet, zunächst, die Liebe zu Omar Khayyam, einem Universalgenie des 11. Jahrhunderts, geboren in Nischapur – seinetwegen haben sie sich kennengelernt, haben unendlich lang auf Skype diskutiert, bis schließlich David endlich die Reise nach Teheran antrat.

Khayyam war außer für seine Errungenschaften rund um die Algebra, die im 19. Jahrhundert ins Englische und ins Deutsche übersetzt wurden, auch als Philosoph und Dichter bekannt. „Man sagt, das Paradies mit Jungfrau“ sei entzückend“, heißt es in einem dieser Gedichte, „Ich find' allein den Rebensaft berückend! Nimm diesen Cent und den versprochenen Schatz lass fahren/Denn Krieges Trommelklang ist nur von fern beglückend.“

Kein Mann also, der die unter anderem von Rebensaftträuschchen befreite iranische Öffentlichkeit geprägt hat, obwohl die Islamische Republik bemerkenswerterweise im vergangenen Jahr einen ihrer Satelliten nach Khayyam benannte. Chehelans Buch spielt aber in Wohnzimmern und bei privaten Essenseinladungen, da fließt der Rebensaft, während über Khayyam im Lichte der Weltpolitik diskutiert wird. Kann das funktionieren, ein Leben, das auf Genuss und Euphorie ausgerichtet ist, wie es Khayyam einfordert? Wer an die Hölle nicht glaubt, sagt Nader, braucht auch den Tod nicht zu fürchten.

Man kann in die Wahl von Khayyam als Bezugspunkt für David und Nader viel hineinlesen – was das aussagt über Chehelans Verhältnis zu seiner Heimat. Man könnte aber auch David als Stellvertreter sehen für eine westliche Einmischung von zerstörerischer Kraft. Aber Menschen, die ihr Leben genießen wollen, jedoch von einer repressiven Gesellschaft daran gehindert werden, sind Nader, Nastaran und David nicht. Sie verzagen und versagen in ihrem Streben nach Glück, weil die Liebe zerbrechlich macht. **Susan Vahabzadeh**



Amir Hassan Chehelan: Die Rose von Nischapur. Aus dem Persischen von Jutta Himmelreich. C. H. Beck, München 2024. 239 Seiten, 24 Euro.



Der Schriftsteller Clemens Meyer mit der Siegtrophäe des Bayerischen Buchpreises.

FOTO: UWE LEIN/DPA

Der Kampf geht weiter

Clemens Meyer bekommt den Bayerischen Buchpreis. Und diesmal ist eine Jury für die Lacher zuständig, nicht für Wutausbrüche. Glückliches Bayern.

Den hat er nun gewonnen. Der Leipziger Schriftsteller Clemens Meyer bekam nach einer halbstündigen Jurydiskussion den Bayerischen Buchpreis für seinen Roman „Die Projektoren“. Aber die Spannung schien ihn nicht verlassen zu wollen. Er kam auf die Bühne, nahm den kleinen weißen Löwen aus Nymphenburger Porzellan entgegen und blickte ihn ernst an. Dann sprach er ein paar Sätze zur heiligen Kunst in der Allerheiligen Hofkirche in München.

„Ich bin dezidiert der Meinung, dass Literatur, und das in unserer Zeit, wehtun muss“, sagte er. Nicht an der Oberfläche bleiben wie andere Medien dürfe sie, man müsse „daran glauben, dass Literatur als Kunstform in die Höhe, in die Tiefe und in die Breite gehen kann, und dass man dafür mit allen, die da mitmachen, auch die Verlage natürlich, kämpfen muss, um die Leser zu gewinnen.“

Dieses, sein Kämpfen – das setzte den Abend unter eine gewisse Grundspannung – hatte zuletzt darin bestanden, die Preisverleihung des Deutschen Buchpreises in Frankfurt am Main unter Jurybeschimpfungen zu verlassen. So ein Vorfall zieht unweigerlich Diskussionen nicht nur über den Charakter eines Autors, sondern auch über Sinn und Fairness von Jurys nach sich: Was maßen sie sich an, über ein „bestes Buch“ zu befinden? Wo nehmen sie ihre Kriterien her? Ist nicht jedes Urteil subjektiv? Den Deutschen Buch-

preis hatte die ebenfalls in Leipzig lebende Schriftstellerin Martina Hefter gewonnen, die hier jetzt wieder nominiert war. Bei der dritten Kandidatin handelte es sich um Alexandra Stahl und ihrem Roman „Frauen, die beim Lachen sterben“. Schwierig zu regelnde Situation für eine Jury, die live im Saal und im Radio übertragen ihre Preisentscheidung ausdiskutieren musste. Was soll man tun? Clemens Meyer den Preis geben, weil er sonst wieder schimpft und man bei ihm von Geldproblemen weiß? Oder gerade deswegen nicht? Martina Hefter zertifiziert literarisch wertvollem Buch das nächste Prädikat verleiher? Die lachende Dritte auszeichnen?

All das sind natürlich keine Kalküle, der sich eine Jury hingeben darf. Es soll ja um nichts als die literarische Qualität der Bücher gehen. In beiden Kategorien, Sachbuch und Belletristik, entwickelten die drei Kritiker ihre Strategie weiter, die schon im Vorjahr gut gewirkt hatte. Der FAZ-Redakteur Andreas Platthaus, die BR-Journalistin Marie Schoeß und Cornelius Pollmer von der SZ ließen gigantische Wellen der Anerkennung für jedes der Bücher den Raum fluten. Indem sie enorm präzise und pointiert argumentierten und analysierten. Als gehe es in erster Linie darum, den Zuhörern Lust auf die Bücher zu machen. Was geschah. Es wurde, obwohl Jurydiskussionen verquälte Angelegenheiten werden können, so viel gelacht im

Saal wie selten. Man muss allerdings sagen, dass es ein Publikum war, das bereits die volle Nennung des Namens des bayerischen Ministerpräsidenten „Dr. Markus Söder“ irgendwo zum Kichern brachte.

Auch als das Verfahren zur endgültigen Juryentscheidung live auf der Bühne ausgemacht wurde, geschah das erstaunlich heiter. Bei drei Juroren und jeweils drei persönlich von ihnen vorgeschlagenen Büchern kann es zähe Pattsituationen geben. In einer Radiosendung, die auf die Minute genau geplant ist, darf man sich die nicht leisten.

Über die Sachbücher wurde entschieden, indem in einer zweiten Abstimmungsrunde jeder für ein anderes als das selbst vorgeschlagene Buch voten musste. So ging der Preis klar an den Soziologen Steffen Mau für sein Buch „Ungleich vereint. Warum der Osten anders bleibt“. Das ging fast ein bisschen schnell. Die Entscheidung in der Kategorie Belletristik zog sich dramaturgisch äußerst schlüssig, für die Beteiligten aber wohl quälend, in die Länge. Fabelhafte Unterhaltung. Es gab ein paar Volten und Umertscheidungen, und dann konnte Clemens Meyer seine Dankesworte sprechen. Dass Martina Hefter die Jury für ihre Wahl beschimpft hätte, davon kann nicht berichtet werden. Sie ist eine elegante Frau, die man in auffallend gerader Haltung durch die Welt gehen sieht. Sie soll ihm gratulieren haben.

Marie Schmidt



In Teheran gebe es alles, was man sich auch an anderen Orten vorstellen kann, heißt es in dem Roman einmal.

FOTO: HOSSEINI BERIS/IMAGO/MIDDLE EAST IMAGES